

Frei sein ...

Bei den ersten Gedanken für einen Artikel über Freie merkte ich, daß sich da schon wieder die Lamentiererei einschlich nach dem Motto: Wir haben es ja alle so schwer. Doch ist das wirklich wahr oder müssen wir einfach nur immer betonen, wie schlecht es uns geht, damit wir nicht auf den schrecklichen Gedanken kommen, uns ginge es zu gut?

Dabei können wir doch so viel mehr selbst bestimmen, als die armen geplagten fest angestellten Professoren, Kustoden, Redakteure. Wir haben keine festen Arbeitszeiten (»Könnten Sie den Artikel bis übermorgen geschrieben haben?« »Das Manuskript sollte aber spätestens in drei Monaten vorliegen, ca. 150 Seiten. Das ist doch wohl leicht zu bewerkstelligen!«). Wir müssen nirgendwo unseren Urlaub beantragen (»Ach, du fährst schon wieder weg! So gut möchte ich es auch mal haben!« – wenn man sich nach drei Jahren das erste mal 14 Tage Italien leistet).

Ein weiterer Vorteil ist das Ausbleiben der Machtkämpfe und des Gerangels um Stellen. Wir werden zu keinen Bewerbungsvorträgen eingeladen, bei denen wir immerzu unsere besten Freunde treffen, mit denen wir uns während des Studiums ausgetauscht haben – weshalb wir jetzt auf dieselben Themen spezialisiert sind. Wir erfahren höchstens, daß nun doch der Professor Sowieso als Kenner der Materie für das Buchprojekt gewonnen werden konnte, weshalb auf unsere Mitarbeit dankend verzichtet wird.

Bei den knapper gewordenen Mitteln nehmen wir mit Freuden wahr, daß die Zeitungsredakteure jetzt wieder verstärkt selbst die Ausstellungsbesprechungen schreiben. Freie Journalisten werden kaum noch benötigt. Auch ist es natürlich verständlich, daß in diesen heutigen Zeiten, in denen die Gehaltserhöhungen »nur« noch die Inflationsrate ausgleichen, Zeilenhonorare, die sich seit 10 Jahren (oder noch länger?!) nicht verändert haben, jetzt, aber wirklich nur ganz leicht, gekürzt werden.

Überhaupt, bei der Reputation, die wir Freie mit unseren Büchern erlangen, wirkt es manchmal anmaßend, daß wir dafür auch noch eine angemessene Bezahlung wollen – und vielleicht sogar noch eine Altersabsicherung. Rätselhaft bleibt, warum wir lieber mit Verlagen zusammenarbeiten, bei denen die Bücher so teuer sind. Da gibt es andere, die so viel billiger produzieren – wie machen die das bloß? Und nun kommt doch das Lamento: denn das geschieht auf dem Rücken der Autoren, die mit einem einmaligen Honorar abgespeist werden. Und so lange fest angestellte Kunsthistoriker für diese Verlage arbeiten, solange werden wir Freie nie durchsetzen können, prozentual beteiligt zu werden.

Aber nein: wir wollen nicht klagen. Vielleicht können wir uns ja einen Tandempartner suchen: ein Freier und ein fest Angestellter tauschen alle paar Jahre die Jobs. Und dann sehen wir ja alle, was besser ist – und wer die schlafloseren Nächte hat.

Etwas ernsthafter: Seriöse Verlage (es gibt sie noch!) schließen mit ihren Autoren Verträge ab, die ein Garantiehonorar enthalten, darüber hinaus aber die Autoren sowohl am Absatz als auch an Lizenz-Verträgen (Übersetzungen, Hörbücher) beteiligen. Es gibt aber auch Verlage, die eine einmalige Summe zahlen, mit der alles abgegolten ist. Diese Summe erscheint oft relativ hoch, doch rechnet man die Zeit, die es braucht, ein solches Buch zu schreiben, liegt der monatliche Verdienst meist weit unter BAT II. Die Bücher dieser Verlage erscheinen in sehr hohen Auflagen, werden in zahlreiche Sprachen übersetzt und über Jahre hin verkauft. Die prozentuale Beteiligung der Autoren würde, in Zahlen ausgedrückt, pro Buch vielleicht 20 Cent betragen. Das hört sich lächerlich an, solange man sich nicht klar macht, wie hoch die Auflagen sind. Denn bei 10000 verkauften Exemplaren sind das bereits 2000 €! Und man kann davon ausgehen, daß mehr als 10 000 Bücher pro Jahr verkauft werden.

Ein letztes: Ich habe mich sehr bewußt für den Status der Freien entschieden. Ich habe es bis heute nicht bereut, aber es hat auch Monate gegeben, in denen ich mit der Existenzangst gekämpft habe (nachzulesen in *Kritische*

Berichte 23, 1995[1], 18–21). Und ich wünsche mir nach wie vor mehr Verständnis der Festen und Freien füreinander und vor allem mehr Solidarität.

Susanna Partsch

Geisteswissenschaftler in der Arbeitslosigkeit. Ein Erfahrungsbericht

Als ich das erste Mal arbeitslos wurde, war ich Lehrerin an einer Berufsfachschule für Graphik- und Modedesign. In dem für meinen Stadtteil zuständigen Arbeitsamt waren die Akademiker mit den kaufmännischen Berufen zusammengefaßt. Ökonomisch hatte das im Berliner Wedding auch Sinn. Ob es sich bei der Vermittlung arbeitssuchender Akademiker aus den geisteswissenschaftlichen Disziplinen als nützlich erweisen könnte, sollte sich gleich bei meinem ersten Beratungsgespräch zeigen. Doch vor jeglicher Beratung lag noch die Prüfung meiner Berechtigung auf Zahlung von Arbeitslosengeld. Nach Durchsicht meiner Unterlagen erklärte mir die Dame vom Amt, daß ich, da ich zuletzt ja nur 14 Wochenstunden gearbeitet hätte, gar keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld hätte. Dem Arbeitsamt war nicht bekannt, daß eine volle Lehrerstelle mit damals noch 23 Wochenstunden (à 45 Minuten) zusammen mit den Vorbereitungszeiten einer gewöhnlichen Vollzeitstelle gleichzusetzen ist und damit 14 Stunden schon mehr als eine halbe Stelle ergeben.

Angesichts dieser defizitären Kenntnislage bei nicht mal ausgefallenen akademischen Berufen fuhr ich meine Erwartungen in Bezug auf Unterstützung bei der Arbeitssuche beträchtlich herunter. Zu Recht, denn meine Arbeitsberaterin empfahl mir sogleich eine pädagogische Weiterbildung, damit ich als Lehrerin besser vermittelbar sei. Ich wies darauf hin, daß ich, wenn ich Lehrerin hätte werden wollen, auf Lehramt studiert hätte, und daß ich mit dem Abschluß einer Magistra Artium längerfristig eine ganz andere Tätigkeit anstrebe als die einer Lehrerin. Zum Glück bot das

Arbeitsamt ohnehin keine pädagogische Fortbildung an. Ein Freund kam weniger glimpflich davon. Ihm ließ das Arbeitsamt just in dem Moment, als er seine Dissertation eingereicht hatte, eine Weiterbildung als Kulturmanager angedeihen. Da saß er nun, mit anderen Gestrandeten aus allen Berufs- und Bildungsständen, für ein Jahr in einer Fortbildung, die man genauso gut in sechs Wochen, längstens drei Monaten absolvieren könnte. Und Kulturmanager wollte er nie werden!

Die Vermittlung von Arbeitsstellen, von wenigen ABM-Stellen abgesehen, dagegen darf nicht erwartet werden. Nicht, daß dem Arbeitsamt keine Arbeitsstellen gemeldet würden, vielmehr: Eingehende Stellenangebote werden genauso in einen Pool geworfen wie die Stellengesuche der Kunsthistoriker, ohne Unterscheidung ihrer Spezialisierung. Anstelle einer Gliederung nach dem Anfangsbuchstaben des Namens müßte die differenziert vorhandene Berufsbezeichnung von Kunst-Historikern beachtet werden, also beispielsweise: Kunsthistoriker, Kunstwissenschaftler, Architekturhistoriker oder Stadthistoriker. Wenigstens ansatzweise ließe sich damit verhindern, daß Stadthistoriker eine ABM-Stelle zur Inventarisierung des Bestands einer noch lebenden Künstlerin angeboten bekämen oder ein Spezialist der venezianischen Malerei des 18. Jh.s – vergeblich – zur Verortung und Inventarisierung von Ausgrabungen in einer Krypta vermittelt würde, wozu ausgewiesene Kenntnisse des Altgriechischen und Mittelhochdeutschen vorausgesetzt waren, über welche der Bewerber nicht ansatzweise verfügte. Doch die Software der Arbeitsamtcomputer kennt nur ›Kunsthistoriker‹.